

Aufzeichnen mit der Camera Obscura

Einführung anlässlich der virtuellen Eröffnung vom 2.04.20

Eine der Eigenheiten von Fotografien ist die, dass sie sich vom Ort, von seinem Macher lösen und sich im Dunkel der Zeit verlieren. Aber anders als die Erinnerungen sind sie nicht verblasst, wenn sie wieder in die Gegenwart geholt werden.

Die hier zu sehenden Camera-obscura-Fotos, eine Auswahl aus insgesamt 500 Bildern in 6 Serien, wurden bisher nicht öffentlich gezeigt. Sie entstanden zwischen 1994 und 2008 in Süd-Kalkutta. Sie sind dokumentarisch, beschreiben Orte in wiederholten Aufnahmen, über Wochen hinweg, aufgenommen meist vom Boden aus. Die Bewohner hatten mir freundlicherweise Raum gegeben, um meine Camera Obscura dort zu platzieren, wo es mir richtig schien.

Auslöser für die erste Serie («Gariahat Road», 1994) war eine frühmorgendliche Taxifahrt durch die Stadt. Überall auf freien Flächen der Gehsteige lagen schlafende Menschen, von Decken bedeckt oder darin eingewickelt. Tagsüber sind die gleichen Strassenabschnitte Wohn- und Arbeitsraum derselben Menschen. Sie sammeln dort Abfall, sortieren und verkaufen ihn, sie kochen dort ihr Essen, und nachts schlafen sie wieder an derselben Stelle.

Auf den Bildern des von mir aufgenommenen Strassenabschnittes von 200 Metern erscheinen Gegenstände wie Gedanken: Kochstellen, Körbe, Berge von Karton, Plastikballen verdecken teilweise die inzwischen Geschichte gewordenen Mauerinschriften der Communist Party of India (Marxist), die Kalkutta über Jahrzehnte beherrschte. Doch – und das war wichtig – die dort lebenden Menschen werden nicht vorgeführt

Die Serien sind abgeschlossen, nicht mehr wiederholbar. Die rasanten Veränderungen haben überall in Kalkutta sichtbare Spuren hinterlassen. Die Bildreihe der Töpfer entstand in einem verwinkelten Handwerkerquartier am Tolly Canal. Nach einer Unterführung musste man über Betonquader klettern und dahinter in eine kleine Gasse einbiegen. Mit *Google Maps* habe ich den Ort wiedergefunden: es ist noch immer ein dichtes, kleinteiliges Gefüge aus Ziegeldächern. Auf der anderen Seite des Kanals hingegen ragt ein massiver Riegel aus Hochhäusern weit über alle Dächer hinweg.

Technisch ist das Fotografieren mit der Camera obscura einfach: durch ein nadelfeines Loch fällt Licht gebündelt auf einen unbelichteten Bildträger; die Kamera zeichnet den fotografierten Raum von vorne bis hinten durchgängig gleich und verzerrungsfrei auf. Die Belichtungszeit ist lang, um ein Vielfaches länger als bei einer Spiegelreflexkamera; sie kann zwischen etwa fünf Sekunden und zwei Minuten liegen, je nachdem ob Negativfilm oder Fotopapier belichtet wird. Das erzeugt eine ausgeprägte Tiefenschärfe, doch Bewegungen von Menschen und Fahrzeugen erscheinen verwischt.

Mit einer konventionellen Kamera wird auf eine bestimmte Stelle im Raum fokussiert; auf dem Negativ ist dann ein Sekundenbruchteil, bestenfalls der entscheidende Moment, gespeichert – entscheidend ist Schnelligkeit. Mit der Camera obscura hingegen tritt man zurück und hat Zeit zum Schauen. Man wählt den Ort, bestimmt die Richtung und löst aus. Das ist einfach, und es liegt nahe, den Vorgang zu wiederholen. Tag für Tag ging ich los, suchte Orte, die richtigen Tageszeiten, Lichtverhältnisse, Blickwinkel – und fotografierte. Abends entwickelte ich die Filme im Bad des Hotelzimmers und gelangte so zu einer schnellen Einschätzung, ob die Setzungen stimmten.

Bildern so zu sammeln, hat etwas Befriedigendes. Das anfänglich konstante Gefühl der Überforderung macht einer zunehmenden Vertrautheit Platz. Von Tag zu Tag zeigen sich neue

Konstellationen: klar gezeichnete Gegenstände neben Gesichtern in Auflösung, weiche Übergänge, fliegende Bewegungen vor massigen Pfeilern der Flyover – Brücken.

Alles gleichzeitig und in unterschiedlicher Intensität da. Wie der befremdliche, aber geglückte Versuch, ein Lied in einem Bild zusammenzufassen.

Ich habe Stunden mit dem Zusammenstellen von möglichen Bildabfolgen verbracht. Meine Sicht darauf hat sich verändert, ging immer weiter weg von additivem Reihen schöner Bilder - hin zu einem erneuten Imaginieren dieses Ortes und das in Varianten. Wie ein Netz sich überlagernder, mehrfach belichteter Bilder, das sich in einige Richtungen hin weiter aufspannen liesse. Das liest sich kompliziert, hat sich aber so ergeben. Wenn in der Ausstellung auf drei Leinwänden parallel verschiedene Sequenzen laufen, heisst das nicht, dass man sie alle im Auge behalten, zusammenbringen muss. Man kann verweilen oder schweifen, wird getragen durch Klänge im Raum.

Eine bessere Präsentation der Bilder als mittels Projektion und in Verbindung mit dem von Thomas gesammelten Schatz an Klängen, Stimmen und Gesängen in der Ausstellung *Kalkutta schwarzweiss* ist kaum vorstellbar: diese sich dauernd verändernde Mischung aus Zufall und Setzung, Klang und Bild, mehrstimmig halt, mitunter fremd, fordernd, dann wieder leicht und weit; Schwarzweiss, selten reines Weiss, wenig tiefschwarze Schatten, aber eine warme, reiche Fülle von Grau in allen Abstufungen.

